

Einleitung.

Heines Abhandlung über „Shakespeares Mädchen und Frauen“ ward im Sommer 1838 auf Bestellung eines Pariser Buchhändlers Namens Delloye geschrieben und erschien noch zu Ende desselben Jahres. Delloye veranstaltete in Paris zwei Ausgaben von Kupferstichen der Shakespeareschen Frauen, die bereits in England erschienen waren, und er wollte sie jetzt auch für das deutsche Publikum herausgeben. Um dem für Deutschland bestimmten Buche einen besondern Reiz zu geben, wünschte er sie mit einigen Bogen Text von einem großen Schriftsteller begleitet zu sehen. Heine, an den er sich zu diesem Zwecke wandte, fand sich gern bereit, den Text zu schreiben, zumal man sich sonst an Ludwig Tieck gewandt hätte. Uebrigens bot ihm Delloye das verhältnismäßig gute Honorar von 4000 Franken für die kleine Arbeit, die ihm nicht viel Mühe verursachen konnte, da er von Jugend auf mit Shakespeares Werken innig vertraut war. Immerhin las er jetzt die letzteren noch einmal vollständig durch (Brief an Gutzkow vom 23. Aug. 1838) und dürfte auch einige Erläuterungsschriften erst damals kennen gelernt haben. Die Kupferstiche verdienen in der That den begleitenden Text eines großen Schriftstellers, und wir bedauern, daß es uns unmöglich ist, sie unserer Ausgabe wieder hinzuzufügen. Indessen, Heines Worte nehmen nur selten unmittelbar Bezug auf die Bilder; die Stellen, die er aus Shakespeare aushebt, sind bezeichnend für den betreffenden Frauencharakter, decken sich aber nicht immer mit dem, was der Maler oder Zeichner für seine besondere Darstellung herausgegriffen hatte, und nicht selten ergeben sie sich in längeren allgemeinen Erörterungen, die mit dem Bilde nichts zu thun haben. Heine schrieb, genau genommen, keinen erläuternden Text für die Illustrationen, sondern er gab geistreiche Gedanken, „Arabesken“ zu Shakespeares Werken. Daher können wir denn auch ohne die Bilder sein Werk würdigen. Dieselben sind zum Theil recht gelungen, namentlich aber sind die Stiche mit großer Sorgfalt ausgeführt. Wir berichten kurz über die Maler und Zeichner einerseits und die Kupferstecher andererseits. Von R. Meadows rühren her: Cressida, Cassandra, Virgilia, Portia (im „Cäsar“), Cleopatra, Cordelia, Jessica, Miranda, Olivia, Silvia, Maria, Biola, Isabella, Frau Page, Frau Ford, Anna Page; von J. Wostock:

Lavinia, Anne Boleyn, Ophelia, Celia; von R. Fields: Helena (in „Troilus und Cressida“); von J. J. Jenkins: Lady Percy, Prinzessin Katharina, Portia (in „Kaufmann von Venedig“), Titania, Julia (in den „Beiden Beronesern“), Hero, Prinzessin von Frankreich, die Abtissin; von E. Corbould: Constance, Johanna d'Arc; von J. Herbert: Margareta, die Königin Margareta, die Königin Katharina; von F. B. Stephano: Lady Gray, Katharina (in „Der Widerpenftigen Zähmung“); von C. R. Leslie: Lady Anna (in „Richard III.“), Perdita; von H. C. Chalton: Lady Macbeth; von C. T. Parris: Julia (in „Romeo und Julia“); von J. Gayter: Desdemona, Beatrice, Helena (in „Ende gut, alles gut“), Rosalinde. Die Namen der Kupferstecher sind: H. Auster, R. Woodman, W. Hopwood, G. Cook, W. G. Mote, G. Robinson, R. Holl, Knight, T. A. Dean, G. Stodart, W. Hewett, Hall, J. Thomson, J. Sutton (?) u. Gaekman.

Heine war wegen eines Augenleidens genötigt, die Abhandlung zu diktieren, so ungern er dieses auch that, denn er meinte, daß die „prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils“ dabei verloren gingen. Die Arbeit wuchs ihm unter den Händen und belief sich schließlich auf etwa zehn Druckbogen. „Ich habe im Anfang“, schreibt er am 18. Sept. 1838 an Campe, „wahrhaftig dem Delloye keine Hoffnungen des großen Absatzes für das Buch zugesichert — ich übernahm es ungern und in kranker Periode und wollte auch nur wenig dran schreiben — aber statt einiger Bogen schrieb ich zehn sehr große, über dreißig Zeilen lange Oktavbogen und finde, daß sie, ein anständiges Ganze bildend und aus einem schönen Guß bestehend, bei dem Publikum gewiß eine gute Aufnahme finden können.“ Einige Zeit vorher hatte er sich freilich Campe gegenüber minder günstig über das Werk geäußert: „unter uns gesagt“, schrieb er am 23. Juli 1838, „kein Meisterstück, aber immer gut genug für den Zweck“. Campe wollte seinerseits den Betrieb des Werkes für Deutschland nicht übernehmen oder stellte wenigstens unannehmbare Bedingungen, und so schloß denn Delloye einen bezüglichen Vertrag mit Brockhaus und Wenarius in Leipzig und Paris ab, die das stattliche in Antiqua gedruckte Werk zum Preise von acht Thalern verbreiteten¹. Die königlich sächsische Zensur in Leipzig war diesmal gnädig verfahren: sie hatte kein Jota gestrichen, und Heine war darüber um so mehr erfreut, als nach seiner Meinung „doch manche politisch und theologisch anzügliche Stelle“ in dem Werke enthalten war.

Eine recht beachtenswerte Besprechung desselben erschien in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ vom 27. Dez. 1838, Nr. 361.

¹ Leider wimmelte es von Druckfehlern.

„Paris, Dezember 1838.

„Heine, welcher sich in seiner Zurückgezogenheit schon seit langer Zeit so selten vernehmen läßt, hat uns, und jedenfalls noch mehr sein Vaterland, wieder einmal mit einigen Kindern seiner litterarischen Laune beschenkt, welche, da sie hier das Licht der Welt erblickt haben, wohl auch von hier aus einen Empfehlungsbrief in des Vaters Heimat mitbringen dürfen, welche ihnen hoffentlich diesesmal die Thüren nicht verschließen wird. Sie sind ja so — ich kann nicht gerade sagen unschuldiger, aber doch harmloser Natur; sie wollen sich ja mit deutscher Politik und deutscher Philosophie so wenig zu schaffen machen und erscheinen dabei in einem so liebreizenden Gewande, daß ihnen, sollte ich meinen, selbst die strengste Polizei und die finsterste Kritik freundlich entgegenzutreten müßten. Ihr habt freilich den armen, unschuldigen Heine selbst erst zum Ritter des jungen Deutschlands geschlagen, und er hätte jetzt wohl das Recht, ohne Furcht und Tadel gegen euere politischen Erbfünden und die Weisheit eurer alten Veräcker noch einmal die Lanze einzulegen. . . . Heine will von diesen Trübseligkeiten der Gegenwart nichts mehr wissen und sucht für die müde Seele Erholung in den Rosengärten der Vergangenheit, wohin ihn sein guter Genius so gern geleitet, an deren Eingang ihm keine Hellebarde entgegenstarrt, und wo er sich bald so heimlich findet. Hört nur, mit welcher wehmüthigen Freude er euch selbst hier „Shakespeares Mädchen und Frauen“ vorführt, in deren Umgange er sich in den letzten Monaten die Last des Daseins leichter zu machen gesucht hat. . . . Dieser Geist ist vor allem ein poetischer Geist, welcher sich nicht den Fesseln einer schulgerechten Durchführung, nicht den Formen einer strengen Charakteristik fügen mag, sich aber wohl gern den freien Eingebungen des Augenblicks hingibt, welche in den zu Worten verkörperten Gedanken, als Bilder seiner eignen Seele, so sehr das Gepräge seiner tiefen Natur an sich tragen. Man könnte Heine vielleicht noch am füglichsten mit einigem Rechte Vorwürfe darüber machen, daß er schwache Augenblicke gehabt — wer hat aber solche nicht? —, wo er dieses innerste Wesen seines Geistes verkannt, bis zur Selbstpeinigung verleugnet hat, wo er sich mit Gewalt aus der Welt der Dichtung, welche ihm alle ihre Schätze bot, in deren Harmonien er wie ein Gott schweben konnte, herausriß, um seinen Witz an der kalten Wirklichkeit zu üben, die für ihn am Ende doch weiter nichts hatte als Disharmonien, Ekel und Langweile. Er hat es vielleicht seiner bessern Natur zu danken, daß wir ihn, nachdem er sich mit Hegelschen und andern Philosophen herumgeschlagen und dem deutschen Bundestage sein politisches Glaubensbekenntnis in gut gesetztem Kurialstil eingeschickt hat, mit seiner Muse

wieder mitten unter Shakespeares Frauen finden, in deren Gesellschaft er sich wie in seinem Elemente mit so viel Leichtigkeit bewegt, ganz wie er ist, und wie er immer sein sollte. In diesen wenigen, wie es scheint, so leicht hingeworfenen Bemerkungen, welche oft mehr nur Winke und Andeutungen als Gedanken sind, liegt so viel Tiefe und Wahrheit, so viel richtiger Sinn für Shakespeares Zeit und poetische Schöpfungen, daß sich mit ihrer Hilfe jede nur einigermaßen anregbare Phantasie leicht in jene Welten der Wirklichkeiten und der Dichtung versetzen kann, unter deren Einflüssen sich Shakespeares Geist zu jenem Kolosse entwickelte, den die arme Nachwelt in ihrer Ohnmacht nun schon seit Jahrhunderten anstaunt.“

Der Kritiker greift dann einzelne Stellen heraus, in denen er besondere Klarheit und Bestimmtheit findet, und fährt dann fort: „Wir möchten gleich hier noch einiges aus der kurzen Kritik mittheilen, welcher Heine die bisherige Auffassung Shakespeares in England, Frankreich und Deutschland in der Einleitung und am Schlusse unterworfen hat; wir möchten gern etwas bei einigen Charakteristiken verweilen, welche uns vorzüglich gelungen erschienen sind, wenn sie auch, wie Geistesblitze so hingeworfen, uns etwas bizarr vorkommen. Man wird sich vielleicht z. B. wundern, hier aus der Kleopatra eine gekrönte ‚femme entretenuë‘ gemacht zu sehen; aber der Gedanke ist am Ende so unrecht nicht, und nach der Durchführung, welche da gegeben ist, wird man fast überzeugt, daß ihm eine tiefere Wahrheit zu Grunde liegt. Zu Betrachtungen höherer Natur gibt das Bild der Jessika im ‚Kaufmann von Venedig‘ Veranlassung. In dem, was Heine da über die Verwandtschaft des jüdischen und des germanischen Charakters sowie über den Haß zwischen Juden und Christen gesagt hat, liegt mehr Wahrheit und Philosophie als in manchem Lehrbuche der Weltgeschichte und in manchem Compendium über die Moral der allgemeinen Menschenliebe. Wir müssen übrigens bedauern, daß Heine nur die zu Shakespeares Tragödien gehörigen Frauenbilder mit seinen Bemerkungen begleitet hat; den Frauen und Mädchen der Komödien sind bloß die bezüglichlichen Stellen zur Erläuterung beigegeben. Uns dünkt, daß Heine grade hier ein reiches Feld für Beobachtungen gefunden haben würde, wie sie der Eigentümlichkeit seines Geistes am meisten zusagen, und wie man sie von ihm am liebsten hören möchte.“

Zum Schluß werden die Kupferstiche besprochen, die bei dem Kritiker weniger Gnade finden als bei uns.

Im übrigen vergleiche man die Allgemeine Einleitung